

# Nach der Welle

Bearbeitet von  
Sonali Deraniyagala

1. Auflage 2014. Buch. 272 S. Hardcover  
ISBN 978 3 596 19895 5  
Format (B x L): 13,1 x 20,9 cm  
Gewicht: 374 g

[Weitere Fachgebiete > Geologie, Geographie, Klima, Umwelt > Umweltwissenschaften > Naturgewalten & Katastrophen](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

**beck-shop.de**  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Deraniyagala, Sonali**

**Nach der Welle**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## YALA, SRI LANKA, 26. DEZEMBER 2004

**A**nfangs dachte ich mir nichts dabei. Das Meer schien einfach unserem Zimmer ein wenig näher zu sein als sonst. Eine einsame, weiß gesäumte Welle hatte sich bis zu einer Sandbank vorgeschlagen, an der der Strand jäh in Richtung Meer abfiel. So nah kam das Wasser eigentlich nie.

Orlantha, eine Freundin von mir, hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Sie hatte an unsere Hotelzimmer-  
tür geklopft, um zu erfahren, ob wir schon ausgehen konnten. Wir waren fast so weit; nur Steve stand noch unter der Dusche – oder, und das war wahrscheinlicher, er saß auf der Toilette und hatte sich in irgendetwas festgelesen. Und unsere Jungs spielten ausgelassen auf der hinteren Terasse mit ihren Weihnachtsgeschenken, also plauderten Orlantha und ich im Eingangsbereich unseres Zimmers.

So war das Leben in Yala, einem ruhigen Nationalpark an der Südküste Sri Lankas, wo es von prächtiger Flora und Fauna nur so wimmelte. Vikram, der ältere

meiner beiden Jungs, begeisterte sich besonders für die Weißbauchseeadler. Dafür, dass er noch nicht ganz acht Jahre alt war, wusste er überhaupt erstaunlich viel über Vögel. Aber die Weißbauchseeadler hatten es ihm besonders angetan: Ein Pärchen nistete an einer Lagune in Hotelnähe, und Vik konnte stundenlang auf einem Stein am Lagunenstrand verharren und fast regungslos darauf warten, einen Blick auf sie zu erhaschen. Sie ließen ihn auch nie im Stich, sondern zeigten sich immer im Laufe des Tages, so verlässlich wie die Zahnfee. Seit wir mit meinen Eltern vor vier Tagen angereist waren, hatte Vik fast täglich dort gesessen und hatte auch fest vor, das weiter zu tun, zumindest bis Steve, die Jungs und ich wieder nach London fliegen mussten, zurück nach Hause.

Wir waren von Colombo aus nach Yala gefahren, wo Malli, der Jüngere, am Tag vor unserer Abreise ein Geigenkonzert gehabt hatte. Er war auf die Geige an sich nicht besonders versessen, aber er liebte das Rampenlicht. Er war der geborene Schauspieler. Auf der Bühne imitierte er gekonnt das Mädchen neben sich und schwang seinen Bogen mit so überzeugender Präzision, dass er sogar seinen Bruder dazu brachte, mir beeindruckt zuzuflüstern: »Mum, guck, er tut doch nur so! Er schauspielert nur!«

Orlantha war diejenige, die Malli während unserer Reisen nach Sri Lanka Geigenunterricht gab. Sie war nach Sri Lanka gezogen, um sich ein paar Jahre Auszeit von Los Angeles zu verschaffen, und blühte hier auf. Ihr

Kinderorchester, das sie *Strings by the Sea* getauft hatte, war ein voller Erfolg.

Wir hatten es zwar nicht geplant, aber dann festgestellt, dass auch sie gemeinsam mit ihren Eltern, die sie gerade aus den USA besuchten, nach Yala fahren wollte. Jetzt standen wir also da und redeten über alles Mögliche, auch über Vik und Malli, auf deren Treiben auf der Terrasse wir immer mal wieder ein Auge warfen. Orphantha erzählte mir gerade, wie gerne auch sie bald eine Familie gründen würde. »Was ihr hier habt, das ist einfach ein Traum«, meinte sie.

Dann sah sie die Welle.

»O Gott«, rief sie, »das Meer kommt rein.« Ich drehte mich um. Es gab nicht viel zu sehen, nichts Beunruhigendes oder auch nur Bemerkenswertes. Nur der Schaum einer großen Welle.

Nur konnte man von unserem Zimmer aus normalerweise keine Wellen sehen. Selbst das Meer war höchstens als ein vages blaues Funkeln über einem steil abfallenden Sandstreifen zu erkennen. Inzwischen kam das Wasser allerdings bis hoch zu den Nadelbäumen, die auf halbem Wege zwischen unserem Zimmer und dem, was normalerweise der Strand war, vereinzelt in der ansonsten hauptsächlich von Dornengestrüpp überwucherten Landschaft standen. Das hier war nicht normal.

Ich rief Steve, der immer noch im Bad war, zu: »Steve? Komm mal raus, ich muss dir was Komisches zeigen.«

Ich wollte natürlich, dass er schnell rauskam, bevor

der ganze Schaum sich verflüchtigte. Aber er murrte nur »Gleich«, offenbar ohne jegliche Absicht, sich zu beeilen.

Dann kam mehr weißer Schaum. Unmengen davon und noch mehr. Vik saß bei der Terrassentür und hatte gerade angefangen, den Kleinen Hobbit zu lesen. Ich sagte ihm, dass er die Tür schließen sollte. Es war eine große Glastür mit vier Paneelen, und er schloss jedes einzelne, bevor er sich neben mich stellte. Er fragte nicht nach, sagte gar nichts.

Aus Schaum wurden Wellen, Wellen, die den Wall am Strandende übersprangen, Wellen, die nicht so waren, wie sie sein sollten, Wellen, die weder brachen noch ausliefen, Wellen, die unerbittlich auf unser Zimmer zu pflügelten, brodelnd, böse, bedrohlich.

»Steve, du musst rauskommen. Jetzt, sofort!«

Steve stürzte aus dem Bad und band sich noch im Laufen seinen Sarong zu. Er sah nach draußen. Keiner sagte auch nur ein einziges Wort.

Ich griff mir Vik und Malli und wir rannten zur Tür. Ich lief vor Steve, und da ich beide Jungs an der Hand hielt, rief er mir immer wieder zu »Gib mir einen von den Jungs, gib mir einen.« Aber ich tat es nicht: Das würde uns zu viel Zeit kosten. Ich lief weiter. Wir mussten schnell sein, wir mussten hier weg. Das wusste ich. Aber ich hatte keine Ahnung, wovor wir gerade zu fliehen versuchten.

Meine Eltern waren im Zimmer neben uns untergebracht, aber ich hielt nicht an, um sie zu warnen. Ich hämmerte nicht an ihre Tür, schrie nicht mal im Vorbeirennen, rief ihnen nichts zu. Ich überlegte für den Bruch-

teil einer Sekunde, ob ich das tun sollte. Aber ich konnte nicht. Wir mussten da raus, es hätte uns aufgehalten. Wir mussten weiterrennen.

Ich hielt die Jungs fest an der Hand, während wir zu der Auffahrt vor dem Hotel flohen. Die Jungs rannten so schnell wie ich, ohne zu stolpern, ohne hinzufallen. Sie maulten nicht, obwohl sie barfuß waren und ich wusste, dass die Dornen und der Kies ihnen weh taten. Sie verlangsamten kein bisschen, sprachen kein Wort. Unsere Füße waren laut genug – ich konnte hören, wie sie aufschlugen.

Ein Jeep, der bis eben noch sehr schnell gefahren war, bremste abrupt vor uns. Es war ein Safarijeep, wie man sie in Yala oft sieht: das Heck und die Seiten offen, mit einem Dach aus braunem Segeltuch. Der Fahrer hatte für uns angehalten. Wir rannten hin.

Ich warf Vikram hinten rein, so grob, dass er mit dem Kopf auf den grünen Metallboden schlug, aber Steve sprang hinterher und hob ihn hoch.

Wir saßen jetzt alle im Jeep, Steve mit Vik auf dem Schoß, ich mit Malli gegenüber. Den Mann, der den Jeep fuhr, hatte ich noch nie gesehen.

Ich blickte mich um und konnte kein Wasser entdecken. Das Hotel sah aus wie immer: die Zimmerreihen mit ihren Ziegeldächern, die langen Flure mit den Terracotta-Fliesen, die staubige Auffahrt mit dem orange-braunen Kies, die wilden Kakteen, die zu beiden Seiten der Auffahrt wuchsen. Alles war so normal, dass ich dachte, die Wellen müssten zurückgegangen sein.

Orlantha war wohl mit uns gerannt, denn sie saß bei uns im Jeep. Auch Orlanths Eltern waren aus ihrem Zimmer geeilt, als wir aus unserem flohen, und ihr Vater, Anton, hockte schon neben uns. Orlanths Mutter Beulah zog sich gerade in den Jeep hoch, da gab der Fahrer Gas und wir machten einen Satz nach vorne. Beulah verlor den Halt, hing einen Sekundenbruchteil in der Luft und fiel dann nach hinten. Der Fahrer hatte nichts davon gesehen, ich rief ihm zu, anzuhalten, jemand sei herausgefallen, aber er fuhr weiter. Beulah lag auf dem Boden und lächelte uns verwirrt an. Anton lehnte sich noch aus dem Jeep, aber als er merkte, dass er es nicht mehr schaffen würde, sie hereinzuziehen, sprang er ab.

Sie lagen jetzt beide auf dem Schotter, aber ich versuchte trotzdem nicht, den Fahrer aufzuhalten. Er fuhr sehr schnell. Ich gab ihm insgeheim sogar recht: Wir müssen weiter, dachte ich, weg vom Hotel, so schnell wie möglich.

Als ich begriff, dass wir meine Eltern zurückgelassen hatten, wurde ich panisch. Ich hätte vor ihrer Tür rufen können, und sie wären mit uns gerannt. »Aachchi und Seeya! Wir haben sie zurückgelassen!«, jammerte ich und blickte Steve an. Vikram fing an zu weinen und Steve drückte ihn an seine Brust. »Aachchi und Seeya kommen bestimmt durch. Sie kommen später nach«, sagte er. Vik hörte langsam auf zu schluchzen und kuschelte sich an Steve.

Ich war Steve dankbar dafür, dass er mich und Vik beruhigt hatte. Er hat recht, dachte ich. Da sind keine



Wellen mehr, und Ma und Pa kommen bestimmt raus, sie kommen uns einfach nach. Ich malte mir aus, wie mein Vater mit hochgekrempeelten Hosen durch die Wasserlachen vor dem Zimmer staksen würde. Ich schwor mir, Ma auf dem Handy anzurufen, sobald ich an ein Telefon kam.

Währenddessen näherten wir uns dem Ende der langen Auffahrt. Wir waren kurz davor, links abzubiegen, auf den Trampelpfad zur Lagune, an der Vik so gerne saß. Steve starrte nach vorn und wippte ungeduldig mit dem Fuß, so dass seine Ferse immer und immer wieder auf den Boden des Jeeps knallte, als wolle er sagen: Mach schon, los, geht das nicht schneller?

Und plötzlich waren wir im Wasser. Ich hatte nicht gesehen, wie es uns einholte, das war doch nicht möglich, es musste irgendwie aus dem Boden hochgekommen sein. Was ist hier los?, fragte ich mich, während Wasser über unsere Knie schwappte.

Der Jeep kam im Wasser nur langsam voran. Ich konnte hören, wie der Motor unter der Anstrengung grollte, wie er sich verausgabte. Wir können das Wasser durchfahren, wir schaffen das, dachte ich, wünschte ich. Aber wir kippten von einer Seite zur anderen, und das Wasser stieg immer höher; so hoch, dass es begann, den Jeep ganz zu füllen. Bald reichte es uns bis zur Brust.

Steve und ich hoben die Jungs an, über unsere Schultern, so hoch wir irgend konnten. Steve hielt Vik, ich hatte Mal. Wir krallten unsere Hände unter ihre Achseln,

pressten ihre Köpfe gegen das Segeltuchdach, versuchten, ihre Gesichter gerade noch über Wasser zu halten.

Der Jeep schaukelte. Er trieb jetzt im Wasser, die Räder fanden keinen Halt mehr. Wir stützten uns so gut es ging auf den Sitzen ab. Keiner sprach. Keiner gab auch nur einen Ton von sich.

Dann sah ich Steve ins Gesicht. Ich hatte ihn noch nie so gesehen. Seine Augen waren weit aufgerissen, sein Mund ebenfalls, er starrte auf etwas hinter mir, und was auch immer es war, sein Gesicht verzog sich zu einer grauenvollen Maske des Schreckens. Ich hatte keine Zeit, mich danach umzudrehen, weil sich der Jeep drehte. Er überschlug sich. Auf meiner Seite.

Schmerz. Ich spüre nichts außer Schmerz. Wo bin ich? Irgendetwas drückt mir die Luft weg, presst gegen meine Brust. Ich glaube, ich stecke unter dem Jeep fest. Der Jeep zerdrückt mich. Ich versuche, ihn wegzuschieben, mich herauszuwinden. Aber was immer da auf meiner Brust liegt, es ist schwer, zu schwer. Der Schmerz bleibt, unerbittlich.

Ich stecke nicht fest, nichts liegt auf mir drauf, das weiß ich jetzt. Ich bewege mich, kann die Bewegung spüren. Ich drehe mich im Kreis, rasend schnell.

Bin ich unter Wasser? Es muss Wasser sein, aber es fühlt sich nicht an wie Wasser. Ich werde mitgerissen, mein Körper jäh in diese und jene Richtung geschleudert. Ich kann nichts dagegen tun. Ab und zu mache ich meine Augen auf, aber ich kann nichts sehen außer einem rau-

chigen Grau. Nicht einmal Wasser kann ich sehen. Und immer noch fühlt sich mein Brustkorb so an, als werde er von einem großen Stein zermalmt.

Das hier ist ein Traum, sage ich mir, einer von diesen Träumen, bei denen man fällt oder rennt, und dann wacht man auf. Ich bin mir da jetzt sicher. Ich versuche aufzuwachen, kneife mir immer und immer wieder ins Bein; ich kann es fühlen, durch die Hose hindurch. Aber ich kann nicht aufwachen. Stattdessen reißt mich das Wasser mit einer ungeahnten Geschwindigkeit mit, schleudert mich mit einer unwiderstehlichen Macht vorwärts. Ich werde an Ästen vorbei und durch Gestrüpp gezerrt, meine Knie und Ellbogen rammen etwas Hartes.

Wenn ich nicht träume, sterbe ich gerade. Diese Schmerzen können nichts anderes bedeuten. Der Jeep hat sich überschlagen und gleich bin ich tot.

Aber wie kann das sein? Gerade eben war ich noch in unserem Hotelzimmer. Gerade eben war ich noch bei den Jungs, meinen Jungs! Meine Gedanken rasen, ich versuche, mich zu konzentrieren. Vik und Malli. Ich darf nicht sterben, ich muss durchkommen, für sie.

Der Druck lastet auf meiner Brust wie ein wildes Tier. Ich will nur, dass der Schmerz aufhört, sonst nichts. Wenn ich sterben muss, dann bitte schnell.

Aber ich will nicht sterben, unser Leben ist schön, wir haben doch noch so viel vor, ich will nicht, dass es vorbei ist. Doch ich muss mich diesem unbekanntem Chaos ergeben, das spüre ich.

Ich werde sterben. Ich bin nichts gegen dieses Etwas, das mich im Griff hat, was auch immer es ist. Was kann ich tun? Es ist vorbei. Ich gebe auf. Aus. Und bin, wie ich so durch das Wasser gewirbelt werde, doch enttäuscht, dass mein Leben schon enden soll.

Das alles kann nicht wahr sein. Gerade stand ich noch mit Orlantha in der Tür, wir plauderten. Was hatte sie gerade gesagt? Ein *Traum*? Was ihr habt, das ist einfach ein Traum. Der Satz treibt mir durch den Kopf, und ich hasse Orlantha für ihre Worte, verfluche sie dafür.

Auf einmal sah ich braunes Wasser, kein Rauchgrau mehr, brodelndes braunes Wasser, soweit ich sehen konnte. Mein Kopf war jetzt an der Oberfläche, aber ich wurde immer noch mitgerissen, mit einer maßlosen Geschwindigkeit. Ich konnte mich nirgendwo festhalten. Ich zapelte. Bäume wirbelten um mich herum. Was geht hier vor sich?

Eben war ich mit Vik in unserem Zimmer. Er wollte sein neues Cricket-Shirt anziehen, das von der englischen Nationalmannschaft. Wir würden bald zurück nach Colombo fahren. Das hier musste ein Traum sein.

Ich schmeckte Salz. Wasser peitschte mir ins Gesicht, drang mir in Mund und Nase, verbrannte meinen Kopf von innen. Erst langsam merkte ich, dass die Schmerzen in meiner Brust aufgehört hatten.

Ich trieb auf dem Rücken unter einem makellos blauen Himmel. Über mir flogen Störche dahin. Buntstörche in V-Formation, die Häse gereckt. Sie flogen in dieselbe

Richtung, in die mich das Wasser trug. Buntstörche, die den Himmel von Yala durchkreuzen, wie oft hatte ich das schon gesehen: Der Anblick war so vertraut, dass er mich für einen Augenblick aus dem rasenden Wasser hob.

Störche beobachten mit Vik.

Wir lachen über ihren Flug.

Sie fliegen wie Saurier, stimmt's?

Vik und Malli, dachte ich, Vik und Malli. Was auch immer das hier ist, ich darf nicht sterben. Ich darf mich nicht aufgeben. Wegen meiner Jungs.

Ein Kind trieb auf mich zu, ein Junge. Er hielt seinen Kopf krampfhaft über dem Wasser und schrie »Daddy, Daddy«. Er klammerte sich an irgendetwas fest, das aussah wie ein kaputter Autositz, gelber Schaumstoff quoll heraus. Er lag darauf wie auf einem kleinen Surfboard. Aus der Entfernung dachte ich, es wäre Malli. Ich versuchte, mich zu ihm durchzukämpfen. Das Wasser schlug mir ins Gesicht und drängte mich zurück, aber ich schaffte es, näher an ihn heranzukommen. »Komm zu Mummy«, tröstete ich ihn. Dann sah ich sein Gesicht von nahem. Es war nicht Malli. Im nächsten Moment wurde ich zur Seite geschleudert und der Junge war verschwunden.

Ich fiel durch Stromschnellen. Das Wasser um mich stürzte abwärts, und ich sah einen Mann, der im Wirbel hin- und hergerissen wurde, mit dem Gesicht nach unten. Er trug ein schwarzes T-Shirt, sonst nichts. Ist das Steve?, fragte ich mich. Vielleicht ist das Steve und sein Sarong ist weggerissen worden. Zuerst war ich noch ganz

ruhig, dann wurde ich panisch: Nein, es kann nicht Steve sein, bitte, lass es nicht Steve sein.

Ein Ast hing über dem Wasser. Ich trieb auf dem Rücken liegend darauf zu. Ich muss diesen Ast erreichen, sagte ich mir, irgendwie. Ich wusste, ich würde darunter durchrasen, also musste ich meine Arme rechtzeitig aus dem Wasser bekommen, um eine Chance zu haben, das Ding zu packen. Wasser prasselte mir ins Gesicht, aber ich versuchte, den Ast im Auge zu behalten. Dann war ich darunter und streckte die Arme aus, aber er war schon fast hinter mir. Ich warf die Arme nach hinten und packte zu, ließ nicht los.

Meine Füße fanden den Boden.

Ich konnte nicht mehr klar sehen, irgendetwas funktionierte mit meinen Augen nicht. Aber dann erkannte ich langsam die ausgerissenen Bäume. Ich konnte sehen, wie die Wurzeln schräg aus der Erde nach oben ragten. Wo bin ich? Ist das ein Sumpf? Um mich herum erstreckte sich eine Welt aus Schlamm. Alles war einfarbig braun, bis hin zum Horizont. Das hier konnte nicht Yala sein, dort ist die Erde trocken, geradezu ausgedörrt, mit kargem Gestrüpp übersät, nicht dieses zerschlagene Land. Ist das der Weltuntergang?

Ich war ganz zusammengekrümmt und konnte nicht stehen. Ich umklammerte krampfhaft meine Knie, keuchte, röchelte, spuckte Blut. Ich spuckte wieder und wieder, würgte, hustete. So viel Salz, so viel Sand. Mein Körper fühlte sich bleischwer an, ich hatte das Gefühl,

dass meine Hose mich wieder zurück ins Wasser zerrte, in den Sog hinein. Ich zog sie aus.

Wo waren die Wellen hin? Um mich herum lagen Tümpel voller Wasser, aber es war keine Welle zu sehen. Sind das hier Seen, Lagunen?

Ich konnte mich nicht aufrecht halten. Meine Füße sanken im Matsch ein. Ich starrte in die unbekannte Landschaft und fragte mich noch immer, ob das Ganze ein Traum sei. Aber ich fürchtete mich vor dem, was ich fast schon wusste: Es war keiner.

Ich fragte mich, was mit den anderen passiert war. Ob sie tot sind? Ja. Sie müssen tot sein. Sie können das nicht überlebt haben. Was mache ich nur ohne sie, dachte ich. Immer noch würgend, immer noch Blut spuckend. Ich konnte mein Gleichgewicht nicht halten und rutschte im Morast aus.

Ich hörte Stimmen. Erst weit weg, dann kamen sie näher. Es war eine Gruppe Männer, die Singhalesisch sprachen. Ich konnte sie nicht sehen, hörte nur ihre Stimmen: »*Muhuda goda gahala. Mahasohona avilla.*« Das Meer ist über die Ufer getreten. Mahasohona ist da. Mahasohona. Das Wort sagte mir etwas, aber warum benutzten die Männer es? Ich hatte das zuletzt als Kind gehört, als unser Kindermädchen uns noch Geschichten erzählt hatte von Geistern, Helden und Dämonen. Mahasohona. Der Gott der Grabgärten. Durch meine Verwirrung hindurch begriff ich: Etwas Furchtbares musste geschehen sein. Und der Tod war überall.

Die Stimme rief wieder: »Ist da jemand? Ihr könnt rauskommen, das Wasser ist weg, wir wollen helfen.« Ich rührte mich nicht. Ich gab keinen Ton von mir. Dann eine Kinderstimme: »Hilfe, das Wasser, ich bin mitgerissen worden, Hilfe.« Ich hörte, wie die Männer das Kind suchten und dabei näher kamen. Ich blieb still, umklammerte meine Knie.

Dann sahen sie mich und rannten herbei. Sie redeten mit mir, aber ich blieb stumm. Sie sagten, ich solle mit ihnen gehen, wir müssten uns beeilen, es könnten Wellen nachkommen. Ich schüttelte den Kopf, weigerte mich. Ich war zu müde. Und ich konnte nicht ohne meine Jungs weg. Was, wenn sie überlebt hatten? Vielleicht waren sie ja in der Nähe, ich konnte sie nicht alleine lassen. Aber ich konnte den Gedanken auch nicht aussprechen. Ich konnte diese Männer nicht darum bitten, sie zu suchen, und ich konnte ihnen nicht erzählen, wie es uns aus dem Jeep geschleudert hatte – dann wäre es zu wirklich geworden.

Die Männer wurden ungeduldig. »Wir können sie nicht hier lassen«, raunten sie einander zu. »Aber so können wir sie doch nicht mitnehmen«, erwiderte einer, »sie hat untenrum nichts an!« Was meint er?, fragte ich mich. Er zog sein Hemd aus und band es mir um. Sie zerrten mich mit, mein Körper fühlte sich immer noch schwer an, meine Beine schleiften im Matsch. Es war tiefer, kniehohes Schlamm, und mehrere Male fiel ich hin, aber die Männer hievten mich wieder hoch.

Wir sahen einen Mann im Gebüsch liegen. Außer



einem Lendenschurz trug er nichts. Einer der Männer ging zu ihm hin. Als er zurückkam, sagte er: »Er ist tot.« Er erwähnte einen Namen, der mir etwas sagte. Der Mann war ein Fischer gewesen, er hatte in einer Hütte am Strand gelebt, nicht weit weg vom Hotel. Steve und ich hatten uns öfter mit ihm unterhalten, während Vik und Malli aufgeregt um ihn herumsprangen und sich die Muscheln, die er ihnen gab, ans Ohr drückten, um das Meer rauschen zu hören.

Ich wandte mich ab. Ich wollte nicht sehen, wie er regungslos im Sand lag. Ich wollte überhaupt keine Toten sehen.

Die Männer brachten mich zu einem Geländewagen und wir fuhren los. Als wir wenig später anhielten, wusste ich, wo ich war: Wir waren am Eingang zum Nationalpark, unweit vom Ticketschalter. Ich war seit meiner Kindheit unzählige Male hier gewesen, mal, um Tickets zu kaufen, mal, um einen Ranger für eine Parkführung zu engagieren. Mit Vik und Malli war ich auch hier gewesen; im Gebäude war ein kleines Museum, dessen Eingang zwei riesige Elefantenstoßzähne rahmten. Vik und Malli hatten es manchmal besucht.

Das Gebäude sah genauso aus wie immer. Vollkommen unbeschädigt. Keine Spur von Wasser, keine Lachen, keine entwurzelten Bäume. Der trockene Wind auf meiner Haut fühlte sich erschreckend normal an.

Die Männer trugen mich aus dem Geländewagen nach drinnen. Ich kannte einige Leute, die hier arbeiteten, und konnte sehen, wie sie herumstanden und mich bestürzt

und besorgt anblickten. Ich drehte mich weg. Ich wollte nicht, dass mich irgendjemand so sah, zitternd und klatschnass.